

Wissenschaften in Zeiten der Pandemie

Eine Interviewserie des Leopoldina-Zentrums für Wissenschaftsforschung

Dr. Jan-Martin Wiarda im Gespräch mit Prof. Dr. Annette Leßmöllmann, am 30. Oktober 2020

Es gilt das gesprochene Wort, vgl.

https://www.youtube.com/watch?v=BSbe20Vg7fY&list=PLaCuDJ8AkAoMZM1nO_WPLE7n8oxlsx8yL&index=5

Herzlich willkommen zum vierten Interview der Reihe „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“. Unser aller Leben wird beeinflusst von der aktuellen SARS-CoV-2 Pandemie. Seit Beginn dieser stehen vor allem medizinische und lebenswissenschaftliche Disziplinen im Zentrum öffentlichen Interesses. Doch welche Folgen hat Corona für die Wissenschaften generell? Verändert sich dadurch deren Wahrnehmung? Wie verändert sich die Rolle der Wissenschaften in politischen Beratungsprozessen? Diese und ähnliche Fragen thematisiert unsere Interviewserie, die vom Leopoldina-Zentrum für Wissenschaftsforschung ausgerichtet wird. Jan-Martin Wiarda spricht heute mit Annette Leßmöllmann. Sie ist Professorin für Wissenschaftskommunikation mit dem Schwerpunkt Linguistik am Karlsruher Institut für Technologie.

WIARDA: Annette Leßmöllmann, die Debatte um die Corona-Pandemie und ihre Folgen ist, könnte man so sagen, ein Paradebeispiel für einen gesellschaftlichen Diskurs in all seinen Komplexitäten. Sie beschäftigen sich mit Diskurs- und Netzwerkforschung; eben auch mit Netzwerken und wie diese in den Diskursen wirken. Was lässt sich denn zum jetzigen Zeitpunkt schon aussagen über den Diskurs über die Corona-Pandemie?

LEßMÖLLMANN: Da lässt sich natürlich noch nichts sagen, wir sind da mittendrin, auch noch in der Erhebung. Und der Diskurs ist auch noch lange nicht zu Ende. Aber was man ansehen kann oder was uns eben auch besonders interessiert, ist, wer tritt wann in den Diskurs ein? Also wann werden bestimmte Akteure sichtbar, die vor fünf oder zehn Jahren vielleicht noch gar nicht so relevant waren? Also sprich: Menschen, die sich auf YouTube äußern, seien es jetzt YouTuber oder Leute, die eben YouTube als Kanal nutzen und sich als Experte/Expertin einbringen (ob sie es sind oder nicht ist dann noch die Frage). Zum Beispiel ist das etwas, was stärker passiert. Und was uns eben auch interessiert, ist, wie in diesen Diskursen mit Wissenschaft umgegangen wird. Also sprich: Wann wird etwas als Beleg angeführt? Wofür eigentlich? Wann wird sie abgewertet oder entwertet? Und welche Wissen-

schaften überhaupt? Also welche Erkenntnisse, welche Methoden, Prozesse werden wie in die Debatte eingefügt, um etwas zu begründen, um Entscheidungen zu untermauern et cetera. Und eine Sache, die mich immer sehr interessiert, ist, in dieser Pandemie sind wir alle WissenschaftskommunikatorInnen geworden. Ein Beispiel, das mich sehr bewegt hat, war eine Bäckerfrau, die ich dabei beobachten durfte, als noch kein Lockdown war, wie sie jedem, der ankam ohne Maske, erklärt hat, warum er jetzt eine Maske aufziehen soll. Und sie hatte viele Facetten von „Das ist eben so, ich mache hier auch nur meine Pflicht.“ bis hin zu Versuchen, das sozusagen auf Wissenschaftsbasis zu erklären. Und das ist etwas, was wir alle durchleben, dass wir ständig mit diesem Thema zu tun haben und in irgendeiner Weise darüber kommunizieren müssen. Und manche gehen eben auch in die Medien und beteiligen sich daran. Und uns interessiert: Gibt es da so etwas wie Brüche oder verstärkende Prozesse dadurch, dass bestimmte Akteure jetzt aktiver sind als sie es vorher waren?

WIARDA: Das heißt, Sie sind noch im Prozess der Erforschung. Aber was sich eben sagen lässt, ist, es hat eine grundlegende Veränderung natürlich im Kommunikationsverhalten der Gesellschaft in den vergangenen 20 Jahren gegeben aus vielen Gründen, soziale Medien, aber auch sicherlich Veränderung in der Gesellschaft an sich. Die Wissenschaftskommunikation war wichtig, die war vor 20 Jahren wichtig, sie ist heute wichtig. Allerdings stellt sich auch da die Frage, Sie haben es eben angesprochen mit einer Bäckerfrau, die vielleicht auch Wissenschaftskommunikation betreibt: Was hat sich denn geändert? Ist die professionelle Wissenschaftskommunikation heute nicht mehr Alleinverwalterin von wissenschaftlichem Wissen? Also Wissenschaftskommunikation hat sich geöffnet in dem Sinne?

LEßMÖLLMANN: Ja, da sehen wir schon sehr lange, dass die Wissenschaftskommunikation sich sehr stark durch die mediale Lage verändert hat. Sie hat sich aber auch verändert, weil die, sagen wir mal, institutionalisierte Wissenschaftskommunikation oder man kann auch sagen, die strategische Wissenschaftskommunikation der Institutionen, also Hochschulen und so weiter, sich ausgebreitet hat. Also es ist jetzt nicht nur so, dass durch die sozialen Medien sich etwas verändert hat, sondern es hat sich sowieso etwas verstärkt – nämlich in der institutionellen Kommunikation. Gleichzeitig gibt es eben noch den Wissenschaftsjournalismus, der an einigen Ecken krankt, weil er einfach nicht mehr so finanziert ist, wie er das früher war. Dafür gab oder gibt es dort auch neue Geschäftsmodelle, Genossenschaftsmodelle. Und grade in der Pandemie-Zeit haben einige von diesen Kolleginnen und Kollegen eben auch sich sehr stark und auch preiswürdig hervorgetan durch Wissenschaftsjournalismus. Also die Veränderungen sind nicht neu, die sind auch nicht durch die Pandemie gekommen. Sie sind vielleicht an der einen oder anderen Stelle verstärkt, weil wir einfach durch YouTube beispielsweise die Möglichkeit haben, dass – ich habe ein Video von einem Fit-

ness-Studio-Leiter gesehen, der erklärt hat, wie das mit Corona ist. Jeder kann jetzt sagen, was mit Corona ist. Das Phänomen hatten wir vorher auch, dass jeder sich äußern konnte, aber es ist natürlich in Zeiten der Pandemie nochmal verschärft dadurch, dass die Menschen berechtigterweise sich nicht nur informieren wollen, wie man sich über Astronomie oder Archäologie informiert, sondern sie wollen sich *orientieren*. Und in solchen Phasen, in denen die Wissenschaftskommunikation in Form von Medizin- und Gesundheitskommunikation ja ganz besonders gefragt ist, die eine Orientierungsleistung gibt, die Ratschläge gibt und die eben nochmal ganz anders für den Nutzer gesichert sein müssen/für seine Handlungsinteressen gesichert sein müssen, als wenn man jetzt einfach nur sagt, ich informiere mich über Forschung. In den Zeiten ist natürlich die Möglichkeit unter anderem in den sozialen Medien über Pseudoexperten zu stolpern nochmal viel schlimmer auch für die Desinformation. Das ist dann schon ein Problem.

WIARDA: Das ist, glaube ich, ein ganz zentraler Punkt, den Sie ansprechen. Wir haben es mit einer Situation der Unsicherheit zu tun. Wir wissen vieles noch nicht genau, was mit der Pandemie und ihren Folgen zusammenhängt. Auch die Wissenschaft kann an vielen Stellen nur Unsicherheit kommunizieren, weil das ein Erkenntnisprozess ist, der läuft. Was bedeutet das für die Wissenschaftskommunikation, vor allem natürlich erst mal für die institutionelle, aber sicherlich auch für die Wissenschaftskommunikation von einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die diese Unsicherheit „Wir wissen es nicht genau“ kommunizieren sollen?

LEßMÖLLMANN: Also zunächst mal kann man sagen, dass Unsicherheit, die ja viele Facetten haben kann – das kann was mit Unwissenheit zu tun haben, das kann was damit zu tun haben, dass man es noch nicht weiß, das kann damit zu tun haben, dass man es nicht wissen kann aus wissenschaftlich methodischen Gründen beispielsweise – dass das nicht an sich die Leute irritiert. Also es ist jetzt nicht so, dass ich, wenn ich (auch als Wissenschaftsjournalist) berichte: Es gibt die Studie und es gibt die Studie und es gibt die Studie und aus den und den und den Gründen können wir jetzt noch nicht final sagen, welche sozusagen am Ende in den Lehrbüchern landen wird. Das ist nicht etwas, was die Leute an sich zum Beispiel an der Wissenschaft zweifeln lässt oder ihr Vertrauen unterminiert. Da gibt es einige kommunikationswissenschaftliche auch psychologische Studien dazu, dass Vertrauen eher gestärkt wird, wenn Leute sozusagen glaubwürdig auf der Basis guter wissenschaftlicher Praxis offen kommunizieren: Es gibt da noch Wissenslücken.

WIARDA: Ganz kurz eingeworfen, da gibt es ja ein Beispiel für, das Phänomen Drogen, der ja genau das eigentlich immer getan hat und auch sagt: Wissenslücken, das hat Vertrauen ausgelöst.

LEßMÖLLMANN: Ja genau. Er hat immer geframed, also er hat immer gesagt, ich spreche hier jetzt als Bürger oder ich spreche hier jetzt als Forscher. Also er hat es immer zumindest versucht, klar zu sagen, welchen Stellenwert hat das, was ich hier gerade sage. Ist das eine Studie, ist das eine Metastudie, untersuche ich die gerade oder stelle ich die gerade dar aus der Perspektive eines Kollegen dieses Forschungsleiters sozusagen innerwissenschaftlich bewertet oder versuche ich, etwas für die Politik zu bewerten, was könnte das heißen. Welche Relevanz könnte dieses Ergebnis jetzt für politische Entscheidungen haben oder was könnte das für den Alltagsmenschen bedeuten. Also diese gewisse Zielgruppeneinordnung hat er immer gut geleistet. Und das macht natürlich auch gute Wissenschaftskommunikation aus.

WIARDA: Aber was verunsichert dann die Leute? Sie haben gerade gesagt, der Umgang mit noch nicht feststehenden Erkenntnissen, mit der offenen Kommunikation des Erkenntnisprozesses, das verunsichert die Leute nicht. Was verunsichert denn dann eher?

LEßMÖLLMANN: Wir haben es mit einer besonderen Situation zu tun. Erstens Pandemie: das bedeutet großer Zeitdruck, großer Entscheidungsdruck und alle Teile der Gesellschaft brauchen Orientierung. Und zum anderen haben wir es eben nicht mit Wissenschaftskommunikation allgemein zu tun, sondern wir haben es mit diesem besonderen Teil der Wissenschaftskommunikation zu tun, nämlich Medizin- und Gesundheitskommunikation, die eben eine Orientierungsleistung bringen muss. Und das ist einfach verdammt schwierig, das verunsichert dann, wenn man in einer Situation, wo man schnell valide Informationen braucht, um zu wissen: schicke ich mein Kind in die Schule oder nicht; werde ich jetzt krank oder nicht; soll ich die Maske aufsetzen oder nicht. Wenn man dann hört „Wir wissen es noch nicht genau“, da kann man sich vorstellen, dass das irritiert. Und dafür eine Lösung zu finden, ist nicht ganz einfach. Auch da hilft vermutlich Transparenz, zu sagen: Wir wissen es aus den und den Gründen noch nicht. Also was immer schlecht ist, ist, wenn jemand, der das gar nicht erforscht, dann kommuniziert, das kann ja auch gar nicht sein. Also es müssen dann schon die Forscher sein, die in dem Bereich arbeiten, die sagen: Wir wissen es hoffentlich in zwei Wochen, gebt uns noch einen Moment Zeit. Aber das ist eine sehr schwierige Situation, für die gibt es auch keine Globallösung, das muss man dann im Einzelfall entscheiden, wann man mit Wissen an die Öffentlichkeit geht.

WIARDA: Diese Differenzierungsleistung, zu sagen: dieses wissen wir, jenes wissen wir noch nicht und wir wissen es vielleicht in zwei Wochen, vielleicht wissen wir es auch nie. Das ist natürlich etwas, was eigentlich dem Funktionieren von Medien, von Massenmedien widerspricht, weil der massenmediale Diskurs ist zwangsläufig einer, der auch Vereinfachung braucht, der klare Aussagen braucht. Ist das manchmal auch ein Konflikt, der nicht zu überwinden ist auf der einen Seite zwischen der Wissenschaftskommunikation, die differenzieren muss und will und den Medien, für die es eine Grenze der Differenzierung gibt?

LEßMÖLLMANN: Da sprechen Sie ein ziemlich großes Thema an, Herr Wiarda. Denn erst mal muss man sich angucken, ist das so, dass die Wissenschaftskommunikation - und ich nehme jetzt an, Sie meinen die institutionelle Wissenschaftskommunikation, also dies aus der Wissenschaft kommunizieren sei es jetzt durch einzelne Forscherinnen und Forscher oder eben durch Institutionen - machen die das immer so differenziert; das ist ja noch die Frage. Also es gibt ganz schöne Studien, die zeigen, dass eine Pressemitteilung zumindest in manchen Forschungsbereichen auch ordentlich übertrieben und vereinfacht wird. Das gilt nicht für die Wissenschaft allgemein, aber für einzelne Forschungsbereiche konnte man das schon mal feststellen. Und dass auch innerhalb der Wissenschaft durch die Jagd nach Drittmitteln ganz gerne mal etwas zugespitzt wird. Also die Zuspitzungen passieren nicht nur in den Redaktionen. Ich will die Redaktionen nicht entlasten, die tun es, aber auch da muss man dann sehr genau hingucken. Reden wir von einer Forschungssendung in einem öffentlich-rechtlichen Sender? Also die Medien sind sehr unterschiedlich und auch die Wissenschaftsressorts sind sehr unterschiedlich aufgestellt, abgesehen davon, dass einige Kanäle gar kein Wissenschaftsressort mehr haben. Ich möchte noch einwerfen, dass wir es schon lange nicht mehr mit einem, sagen wir mal, klassisch massenmedialen System zu tun haben. Wir haben jetzt seit über 20 Jahren soziale Medien, wir haben die Interaktionsmöglichkeiten, wir haben den Rückkanal geöffnet. Wir haben die Vielstimmigkeit, mit der Journalistinnen und Journalisten umgehen müssen. Und da kann man auch viele schwierige Facetten dran entdecken. Man kann aber viel Gutes daran entdecken, nämlich, dass man *genau diese Fragen*, also: Was bedeutet diese Studie denn wirklich und jetzt habe ich aber doch nochmal ein Gegenargument. Das kann man im Anschluss an eine Fernsehsendung zum Beispiel in den sozialen Medien diskutieren. Und einige Redakteure/Redakteurinnen machen das, Redaktionen haben Social Media Redakteure, die genau das tun. Die führen eine hochkomplexe anspruchsvolle Debatte im viel gescholtenen Netz. Und das ist eine riesen Chance. Ich will gar nicht sagen, dass es nicht Probleme gibt in den sozialen Medien, aber das dürfen wir nicht vergessen, dass genau diese mit Präzision und auch Rationalität und wissenschaftlichem Anspruch durchgeführte Diskussion genau in diesen Kanälen stattfinden kann. Die eigentlich seit 20 Jahren da sind, die teilweise glücklicherweise als Teil der redaktionellen

Arbeit wiederentdeckt werden. Schon vor 20 Jahren gab es Community-Management, das verschwand dann irgendwie so ein bisschen in der Kiste. Alle haben einfach ihre Sachen online gestellt und die Kommentarfunktion nicht moderiert, das geht natürlich nicht. Und jetzt machen das eben einige Redaktionen. Und das ist eine gewisse Chance.

WIARDA: Wir erleben also beides: Auf der einen Seite erleben wir Formate in den sozialen Medien und auch in den Online-Medien, die die Komplexität abbilden, die auch die Komplexität diskutieren und wir erleben sowohl in den institutionellen Wissenschaftskommunikationen in Pressestellen eine Zuspitzung, wir erleben sie auch in den Medien. Wir erleben beide Effekte, die stattfinden. Dann haben wir nochmal einen Effekt, wir haben es eben noch kurz angesprochen, Personalisierung in Form von einem Wissenschaftler zum Beispiel jetzt wie Christian Drosten. Ist es eigentlich eine gute Entwicklung diese Form der Personalisierung? Immerhin: Er hat für das Thema, er hat auch für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess ein Interesse eingebracht, ein öffentliches Interesse erzeugt, was wir lange so nicht hatten. Ist das gut, Personalisierung?

LEßMÖLLMANN: Ich würde nie sagen, dass es grundsätzlich gut ist. Es ist immer die Frage, wie man das durchführt und Personalisierung, das steckt natürlich schon darin, hängt von der Person ab. Also wenn die Person es richtig und gut macht, dann ist das Gold wert. Also gerade für solche Sachen wie Vertrauen und Glaubwürdigkeit ist es sehr wichtig, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu haben, die sich auf neue Medien einlassen, sprich Podcasts; die sich die Zeit nehmen, was ein großes Problem ist, denn die Zeit haben sie eigentlich nicht; die große Probleme, die ihnen entgegenschlagen in Form von Shitstorm, abwettern können. Auch da fehlt ihnen häufig die Unterstützung durch die institutionelle Wissenschaftskommunikation, die einfach gebunden ist mit anderen Aufgaben. Ihr wird immer vorgeworfen, sie sei zu groß, aber dafür ist sie dann wieder häufig zu klein, selbst in den großen Institutionen. Und wir wissen, Christian Drosten hat so eine ganze Welle von guten und schlechten Seiten dieser Netzkommunikation und der medialen Kommunikation insgesamt erlebt. Und wenn es gut läuft, dann steigert das Vertrauen und Glaubwürdigkeit [Anm. der Redaktion: Hier kam es leider zu einer kurzen Verbindungsstörung] [...] und er hat auch gesagt, wenn er etwas nicht weiß und wenn er nicht Experte ist für etwas. Und das wissen wir aus der psychologischen Forschung: Wenn jemand über etwas redet, wovon er eigentlich keine Ahnung hat, dann verliert er Glaubwürdigkeit und das ist einfach ein bisschen ein Problem, wenn Wissenschaftler über Dinge reden, die eigentlich jenseits ihres eigentlichen Forschungshorizontes liegen. Was in der Pandemie nicht ganz einfach ist, weil irgendwie hat alles mit allem zu tun. Man ist ganz schnell bei der Frage: Schule schließen oder Schule nicht schließen? Und eigentlich müsste man sofort den Bildungsforscher oder die Schulpsy-

chologin hinzuziehen und sagen: Was sagst du denn dazu? Und deswegen brauchen wir eigentlich viel mehr Kommunikation auch von den Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen und auch mehr Teams, die dann interdisziplinär kommunizieren; das kann man in Podcasts sehr gut machen. Also um mal so einen Vorschlag zu nennen, was ja auch teilweise gemacht wird.

WIARDA: Sie haben vorhin die Situation der Wissenschaftsjournalistinnen und -journalisten angesprochen, die zum Teil schwieriger ist, die zum Teil prekär ist. Auf der anderen Seite haben wir die Wissenschaftskommunikation, auch die institutionelle, über die wir viel gesprochen haben. Wie beeinflusst Corona das Verhältnis zwischen diesen beiden Seiten: Wissenschaftskommunikation – Wissenschaftsjournalismus? Verändert sich da auch etwas?

LEßMÖLLMANN: Kann ich jetzt nur spekulieren, weil ich das im Moment gerade nicht untersuche. Wir haben uns die Hochschulkommunikation angeguckt und da auch immer ein bisschen in Richtung Wissenschaftsjournalismus geschaut. Ich denke, es wird deutlich, dass bestimmte Konkurrenzsituationen, die man postuliert hat, also ganz früher hat man gesagt, der Journalismus wird von den Blogs in Frage gestellt. Dann hieß es, der Journalismus wird durch die PR in Frage gestellt, weil die PR einfach so viel besser geworden ist, dass der Journalismus nicht mehr nötig ist. Ich glaube, das ist durch Corona sehr deutlich geworden, dass Vertrauen in den klassischen Medien hochging, dazu gab es ja auch Umfragen. Und dass diese Orientierungsleistung, die der Wissenschaftsjournalismus leisten kann oder der Journalismus allgemein, doch sehr, sehr hoch zu bewerten ist. Ich glaube, das ist in vielen Köpfen, auch in der Politik. Also die Bundeskanzlerin hat gerade Mai Thi Nguyen-Kim zitiert; das ist irgendwie angekommen, glaube ich. Und das sehe ich natürlich sehr positiv; nicht im Sinne von: drängt die PR zurück. Sondern: Lasst die beiden so gut zusammenarbeiten in ihren unterschiedlichen Rollen (Journalismus hat ja auch eine watchdog-Funktion und sollte kontrollieren und kritisieren), lasst sie so gut interagieren, dass am Ende das Beste für die Bürgerinnen und Bürger dabei rauskommt. Und was für die wichtig ist, ist, dass sie möglichst interessenfreies Wissen bekommen. Sie brauchen wirklich Wissen, das nicht nur in die Welt gesetzt wird, weil man dem Drittmittelgeber beweisen will, dass man geforscht hat. Und man muss auch nicht Wissen in die Welt setzen, weil man jetzt schneller war als die Uni X. Sondern man muss Wissen in die Welt setzen, um dem Gemeinwohl zu nützen. Und die Leute zu unterstützen bei ihrer Suche nach Informationen. Es ist ja nicht so, dass alle da draußen (ich spreche jetzt mal von hier = die Uni; da draußen = die anderen), dass da draußen die Leute völlig desinteressiert sind. Das ist völlig klar geworden in der Pandemie, die Leute wollen Orientierung und Information. Dann müssen die Institutionen aber auch Sachen liefern, die gemeinwohlorientiert sind, was übrigens auch ihre Glaubwürdigkeit erhöht. Klar, ge-

meinwohlorientierte Kommunikation kommt deutlich besser an. Das kann man sich auch gut vorstellen, warum das so ist. Und übrigens ist auch der Wissenschaftsjournalismus nicht gefeit davor; auch dem passiert es manchmal, dass er einfach irgendeine Hurra-Meldung übernimmt. Und auch die PR macht nicht nur Hurra-Meldungen. Also ich will hier überhaupt in keine Richtung irgendjemanden kritisieren, ich will einfach nur sagen: Am Ende des Tages muss der Nutzer was davon haben. Und Nutzerinnen und Nutzer brauchen Orientierung in einer komplexen Welt und die muss gemeinwohlorientiert sein.

WIARDA: Es ist eine Interviewreihe, fünf Interviews zu Wissenschaften in Zeiten der Pandemie. Am Ende jedes Gesprächs stelle ich die eine selbe letzte Frage. Was haben Sie persönlich für Ihre Forschung gelernt durch die Pandemie, was Ihnen vorher noch nicht klar war, Frau Leßmöllmann?

LEßMÖLLMANN: Ja, das ist eine interessante Frage. Ich habe mich ehrlich gesagt in vielen Dingen bestätigt gefühlt. Ich habe beispielsweise am Anfang der Pandemie meine Informationen über die sozialen Medien erhalten von Wissenschaftsjournalistinnen und -journalisten, die zum Beispiel Twitter genutzt haben, um topaktuell über Forschung zu berichten. Und ich war echt gut informiert. Ich wusste echt viel. Ich saß auf Kohlen und dachte, wann kommt endlich von unserem Präsidium im KIT die Task-Force, die uns allen sagt, was wir zu tun haben. Die kam dann auch, das KIT hat das super gemanagt, alles prima. Aber ich war sozusagen früher dran, ich wusste mehr und ich wusste: da kommt was richtig Großes. Und ich gehöre zu denen, die schon lange sagen, die sozialen Medien sind das Biotop, in dem wir leben werden. Und das hat sich in so vielen auch positiven Sachen gezeigt, dass ich mich da sehr bestätigt fühle. Ich fühle mich außerdem darin bestätigt, dass Online-Lehre eine gute Sache sein kann. Und ich bin froh, dass ich jetzt so viele Leute in meinem direkten akademischen Umfeld habe, die da begeistert drauf eingestiegen sind und gerne online lehren. Und dass sich da einfach ein gutes Netzwerk gebildet hat. Ich habe aber auch gelernt, wie wichtig es ist, die IT-Infrastrukturen nicht aus der Hand zu geben und da eine gewisse Souveränität zu haben. Also die Diskussion darüber: benutzen wir Zoom oder MS-Teams. Und alles hat so seine datenschutzrechtlichen Nachteile an der Uni und das gehört zur inneren Wissenschaftskommunikation, zur Forschung zentral dazu, dass wir miteinander reden. Und das können wir auch mit diesen Tools sehr, sehr gut. Also ich finde es toll, dass ich meine Zeit nicht mehr in der Bahn verbringe, sondern dass ich mich auf die Sache konzentrieren kann und Zoom anmachen kann. Aber das muss natürlich schon eigentlich in den Händen der Forschungsinstitutionen liegen. Und dass wir uns damit mit einer IT teilweise auch rumschlagen, die dann vielleicht auch nicht ganz das ist, was man haben will in Sachen Datenschutz, das finde ich von Nachteil. Und ich kann eigentlich nur sagen, dass wir auch

viel stärker in der Medienausbildung und auch in der Forschung noch viel stärker auf diese IT-Themen Wert legen werden.

WIARDA: Annette Leßmöllmann, ganz herzlichen Dank für das Gespräch.

Vielen Dank für Ihr Interesse am heutigen Interview. Im Rahmen der Reihe „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“ sprach Jan-Martin Wiarda mit Annette Leßmöllmann vom KIT.